



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwischen Tod und Leben

Zwischen Tod und Leben

Wasserflugzeug morgen direkt nach Edmonton — landet um zu tanken — dringender Flug mit einer kranken Schwester — Hilfe erbeien!“

Um den Inhalt und die Tragweite dieses Funkspruches zu verstehen, müssen wir uns im Geiste in ein Missionsgebiet begeben, das einen 8—9 monatlichen Winter mit durchschnittlich 50 Grad Celsius und einen wegen seiner Mückenplage schier unerträglichen kaum dreimonatlichen Sommer sein eigen nennt. Es ist das Mackenzie Territorium in Kanada.

Die Eingeborenen dieses Gebietes, meist Nomaden, zerfallen in drei Stämme. Eslimo, Tuskuh und Tinne, die aber durch die vom Süden her eingeschleppten Pocken stark vermindert werden. Der Handel mit diesen Stämmen spielt sich in sogenannten Forts ab, die aber heute ihre Bedeutung verloren haben. Felle und Pelze werden eingetauscht gegen Schießvorrat, Getreide, Tee, Kleidung und Geräte. Man zählt in diesem Gebiete etwa 12 solcher Forts, die meist aus einer Anzahl Blockhäuser bestehen.

Eines dieser Forts ist „Resolution“, am Südufer des 27 440 qkm großen Sklaven-Sees gelegen. Der Funkspruch war aufgegeben im Fort Norman, das etwa 800 km weiter nördlich, am Ausfluss des großen Bären-Sees in den Mackenzie-Strom liegt. Vom Fort Resolution aber bis nach Edmonton, dem Sitz der Zivilisation, sind ebenfalls 800 km Luftlinie.

Der Priester der Missionsstation ist sich der Tragweite des Funkspruches bewußt und so steht er mit einem Mechaniker bereits beim Morgengrauen des nächsten Tages am Ufer des Sees und beobachtete sorgfältig den Horizont, der sich über den See erstreckte. Gegen 8 Uhr zeigte das Gesumme eines Motors in nordwestlicher Richtung die Ankunft eines kleinen Gegenstandes an, der schnell größer und größer wurde. In wenigen Minuten schon schwamm das Flugzeug auf dem Spiegel des Sees dahin. Durch die Guckfenster des Flugzeuges konnte der Priester zunächst die Kopfbedeckung zweier Barmherziger Schwestern entdecken, die eine lag auf einer Art Bett die andere saß an ihrer Seite.

Der Priester bestieg das Flugzeug und da er die Schwester unfähig fand, eine Nahrung zu sich zu nehmen, drängte er den Piloten, doch alles zu versuchen, um Edmonton noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Schwester Franziska war zwölf Jahre lang als Krankenschwester in der Arktis unter Indianern und Eskimos tätig gewesen. Oftmals hatte sie ihr Leben unter den Pockenkranken des Nordens eingesetzt. Nun soll sie zurückgebracht werden zur Zivilisation, um sie von einer akuten Blinddarmentzündung zu befreien.

Die Tanks waren gefüllt. Der Aeroplan durchschnitt die kristallklare Oberfläche des Sees und befand sich nach wenigen Augenblicken wieder auf seinem Fluge nach dem Süden. Doch diesesmal hatte das Flugzeug sich durch starke Gegenwinde durch zu arbeiten. Die Hestigkeit, mit der sie austraten und ihre unregelmäßige Richtung brachten das Luftschiff ins schwanken und verursachten der, schon ohnedies schwer leidenden, Schwester heftige Schmerzen.

Umsonst versuchte der Pilot, durch einen Aufstieg in eine höhere Stratosphäre, diesem Mißgeschick zu entgehen. Die See verschwand in grauer Entfernung hinter ihnen und bereits fielen die ersten Strahlen der

aufgehenden Sonne durch den Windshutz auf das bleiche Gesicht der Schwester, die mit ihren unsicheren Händen das Kruzifix umklammerte.

Der Pilot schrieb einige Zeilen und reichte sie der Begleiterin: „Wenn die Schwankungen zu stark sind für die Kranke, können wir niedergehen und ein wenig warten.“ Die Schwester antwortete nur mit einem Zeichen, weiter — denn man mußte ohne Verzug Edmonton erreichen.

Nach einigen Flugstunden überflogen sie die Gefilde von Nord-Althabaska. Der Brennstoffzähler ging tiefer und sie mußten niedergehen bei Fort Smith, um Gasolin nachzufüllen. Als das Flugzeug langsam auf den Fluß nieder ging, sprangen einige Indianer vom Ufer herzu, um beim tanken behilflich zu sein.

Ein Missionar mit langem, weißem Bart, einige barmherzige Schwestern erwarteten das Flugzeug. Die Kranke war eingeschlafen und so gab der Priester ihr den Segen, während die Schwestern und einige herbeieilte Indianerkinder am Ufer zum Gebete niederknieten.

Die Tanks waren wiederum gefüllt und der Aeroplane hob sich vom Wasserspiegel dem Süden zustrebend. Als das Flugzeug über die Sumpfwüsten von Chipewyan schwebte, erwog der Pilot seinen Brennstoff-Bestand.

Für einige Flugstunden würde er ausreichen. Was war besser, noch einmal in McMurray zu landen, um zu tanken und dabei kostbare Momente zu verlieren, oder aber direkt nach Edmonton zu fliegen, wobei allerdings die Möglichkeit bestand, an einem, für das Flugzeug ungünstigen Ort niedergehen zu müssen?

Über seine Schultern schaute er auf die bleichen Züge der Schwester und auf ihren ermateten Blick. Mit einem Zeichen, als wollte er sagen: „Läßt uns versuchen“ war er zu seinen Beobachtungen zurückgekehrt und nun steuerte er direkt auf Edmonton zu.

Die Sonne verschwand eben hinter einer Wolkenbank und Zwielicht senkte sich herab auf die Landschaft unter ihnen. Jede Minute war kostbar. Kurz nach sieben Uhr erschien in einiger Entfernung die spiegelglatte Oberfläche eines Sees. Das war ihre Bestimmung und in wenigen Minuten sollten sie in Edmonton sein.

Der Pilot öffnete das Fenster an seiner Seite, und lehnte sich hinaus, um die Entfernung zu schätzen, die der Landung auf der spiegelglatten Oberfläche des Sees noch entgegenstand. Wie eine Feder ging die Maschine nieder auf die Oberfläche des Wassers und rüstige Hände zogen sie herbei zum bereits wartenden Krankenautomobil, das die Schwester ins Hospital bringen sollte.

Von den Wüsten der Arktis bis zum Spital nach Edmonton hatte das Flugzeug mit dem Tode um die Wette gelaufen und — hatte gesiegt.

Rückblick

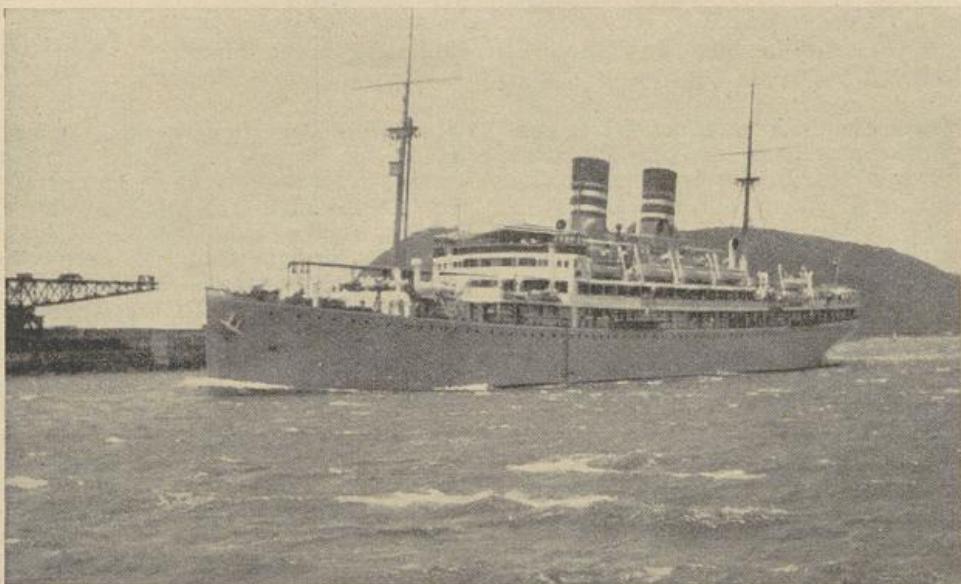
Welch ein Gegensatz besteht doch zwischen dieser Reise mittels Flugzeug, das hunderte von Kilometern quer durch den Nord-Westen in wenigen Stunden macht, und der mühevollen Reise anderer Tage. Damals bedeutete jeder Zoll des Weges eine Ermüdung für die Reisenden zu Fuß wie zu Pferd.

Gewöhnlich pflegten die Missionare auf reizenden Flüssen mit ihren Kanoes zu fahren mit der sehr verlockenden Aussicht, bei gefährlichen Stromschnellen ihr Fahrzeug selber tragen zu müssen oder aber im engen reizenden Flußbett zwischen den Felsen hind und her geworfen zu werden.

Senkte sich aber der Winter auf die Landschaft hernieder, der ihren Wasserreisen ein Ziel setzte, so setzten sie ihre Reisen fort, indem sie tagelang hinter einem Hundespann hermarschierten. Ein Weg von 40 Meilen war eine Glanzleistung.

Vergleichen wir beispielsweise die Reise Schwester Franziskas, mit der Bischof Brehmats, dem gegenwärtigen apostolischen Vikar von Mackenzie. Erst jüngst erinnerte der alte Missionsveteran sich wieder einer Reise, die er als junger Priester und Neuling, in diesem Gebiete mache.

Eben war er mit seinem Hundespann auf dem jährlichen Rückzug begriffen und es galt einen Weg von 125 Meilen zurückzulegen. Das



„Ubena“, ein Dampfer der Woermannslinie, mit dem unsere Missionare nach Südafrika reisen

Thermometer schwankte zwischen 40 und 50 Grad unter Null. Vom ersten Tage an fühlte er einen Schmerz in seinem rechten Fuß, der einem Nadelstechen gleichkam. Sein großer Zeh war erfroren.

Er aber setzte die Reise fort, indem er sich 7 Tage hinter dem Hundeschlitten weiterschleppte. Sie hatten nicht mehr als etwa 30 Meilen noch vor sich, als sie von einem Schneegestöber überrascht wurden, das sie einhüllte und somit zwang, zwei weitere Tage hier liegen zu bleiben.

Als man die Reise wieder fortführen konnte, war er unfähig aufrecht zu stehen, so stark waren seine Schmerzen geworden. Sein Führer, ein 18 Jahre alter Indianer, schleppete ihn auf einem Schlitten zwei Tage lang weiter und so erreichte man endlich die Missionsstation. Er lebte noch, aber seine Zehn war blau gefroren.

Ein Bruder des Missionszentrums schärfte ein altes Rasiermesser und amputierte den Zeh, ohne irgend eine Narkose zu gebrauchen.

Der Verlust des Zehens hinderte ihn in keiner Weise bei seinen Reisen. Die Reise vom Athabaskasee bis zum Osten mache er dreizigmal.

Seine Diözese reicht von den nördlichen Gefilden des Athabaskasees

bis zum ewigen Schnee und Eis des Eismeeres, und er errang sich den Titel eines „Bischofs der Winde“. Über die Unbequemlichkeiten der Reisen lacht er und nennt sie „die Segnungen der Hölle“.

Aber auch Bischof Breynat hat nun seine Zuflucht zum Luftschiff genommen. So legte er erst jüngst bei seinen Visitationstreisen, zwischen März und Oktober 7000 Meilen zurück. Dieses geschah mit Hundeschlitten, Kanoe, Automobil, Eisenbahn, Dampfer und Aeroplan.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Kummel

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Das könnt Ihr mit Euch selber ausmachen“, war die harte Antwort, und das Beste wäre gewesen, Ihr hättert mich gar nicht behelligt.“

„Ich wollte Euch abbitten und der Jungfrau Lukretia, wie es mir mein Beichtvater befohlen hat, und Verzeihung von Euch . . .“

„Kein Wort von Verzeihung!“ schrie jetzt beinahe der Vormund den so tief sich demütigenden Maler an, „und ich schwöre Euch: ich verzeihe niemals — niemals . . .“

Da geschah etwas Unerwartetes.

Lukretia drängte den vor ihr stehenden Vormund auf die Seite, trat zu Manetti, schlug den schwarzen Schleier, welchen sie um des heiligen Karfreitags willen trug, zurück, so daß ihr edles, reines Angesicht und ihre beinahe strahlenden Augen im Licht des Ostervollmonds fast wie bei Tage anzusehen waren und sprach mit starker, klarer Stimme: „Aber ich verzeihe Euch, Signor Manetti, von ganzem Herzen verzeihe ich Euch — alles soll vergessen sein von diesem Augenblick an, ich wünsche Euch tausendsach Glück für die Ehe, Euch und Eurer sposa; Gott sei gedankt für diese Gnade . . .“ Bisher habe ich nichts auf Euch gehalten, aber jetzt muß ich Euch achten und ehren: nun ist ja alles wieder gut geworden und wie wird sich die arme Beatrice freuen — grüßt sie von mir!“

Damit streckte Lukretia dem Maler, aus dessen Augen nun das helle Glück strahlte, die beiden Hände entgegen, die er mit Segenswünschen für sie in seiner Dankbarkeit an die Lippen drückte. Mit einem wilden Fluch riß der Vormund Lukretia zurück, konnte aber nicht hindern, daß nun auch der alte Pio Bartolomäo in den Kreis trat und zu Manetti mit einer gewissen Feierlichkeit sprach: „Und wenn Euch auch der Vor-

mund seine Verzeihung versagt, so spreche ich im Namen der Eltern und des Großvaters von Lukretia: „Ich verzeihe und vergebe alles, was geschehen ist. Gewiß, ich will's nicht leugnen, Signor Manetti: ich habe Euch als einen Birbone und Taugenichts bezeichnet und hätte Euch den Schädel eingeschlagen, ehe Lukretia die Eure geworden wäre — ich habe auch Grund dazu gehabt. Aber jetzt ist das anders geworden. Der Heilige von Feltre hat Euch befehlt, wie schon so viele andere, und Gott hat Eure Sünden ausgetilgt, also existieren sie auch für uns Menschen nicht mehr. Und es haben sich schon viel ärgerre Bösewichter befehlt als Ihr und sind Heilige geworden; bei Gott ist alles möglich. Was ich von Euch früher gedacht und gesagt habe, Signor Manetti, das nehme ich jetzt zurück, und alles, was Euch Lukretia sagte, soll auch für mich gelten: im Namen ihrer Eltern und Großeltern verzeihe ich Euch und wünsche Euch alles Gute.“

„Bartolomäo“, schrie jetzt Lippi, „ich verbiete Euch, so zu reden; Ihr habt kein Recht, Euch in diese Sache zu mischen. Ich bin der Vormund und sonst niemand; schert Euch weiter Eures Wege!“

Aber Bartolomäo sagte ruhig zu dem Maler, als ob er gar nicht gehört hätte, was der Vormund gerufen hatte: „Signor Manetti, ich habe vor Gott und meinem Gewissen das Recht, im Namen der Eltern Lukretias und ihres Großvaters zu sprechen. Wir sind Jugendfreunde gewesen . . .“

„Der ist seit vierzig Jahren tot und vermodert“, fuhr Lippi dazwischen, „und ich bin der gesetzliche Vormund —“

„Mein Jugendfreund Pio Blandini hat mir das Versprechen abgenommen, seine Familie zu schützen und ihr nahe zu sein in allen Lagen; das habe ich ihm